Die Neue Welt

Nr. 49 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Hotte.

Erzählung von Clara Viebig.

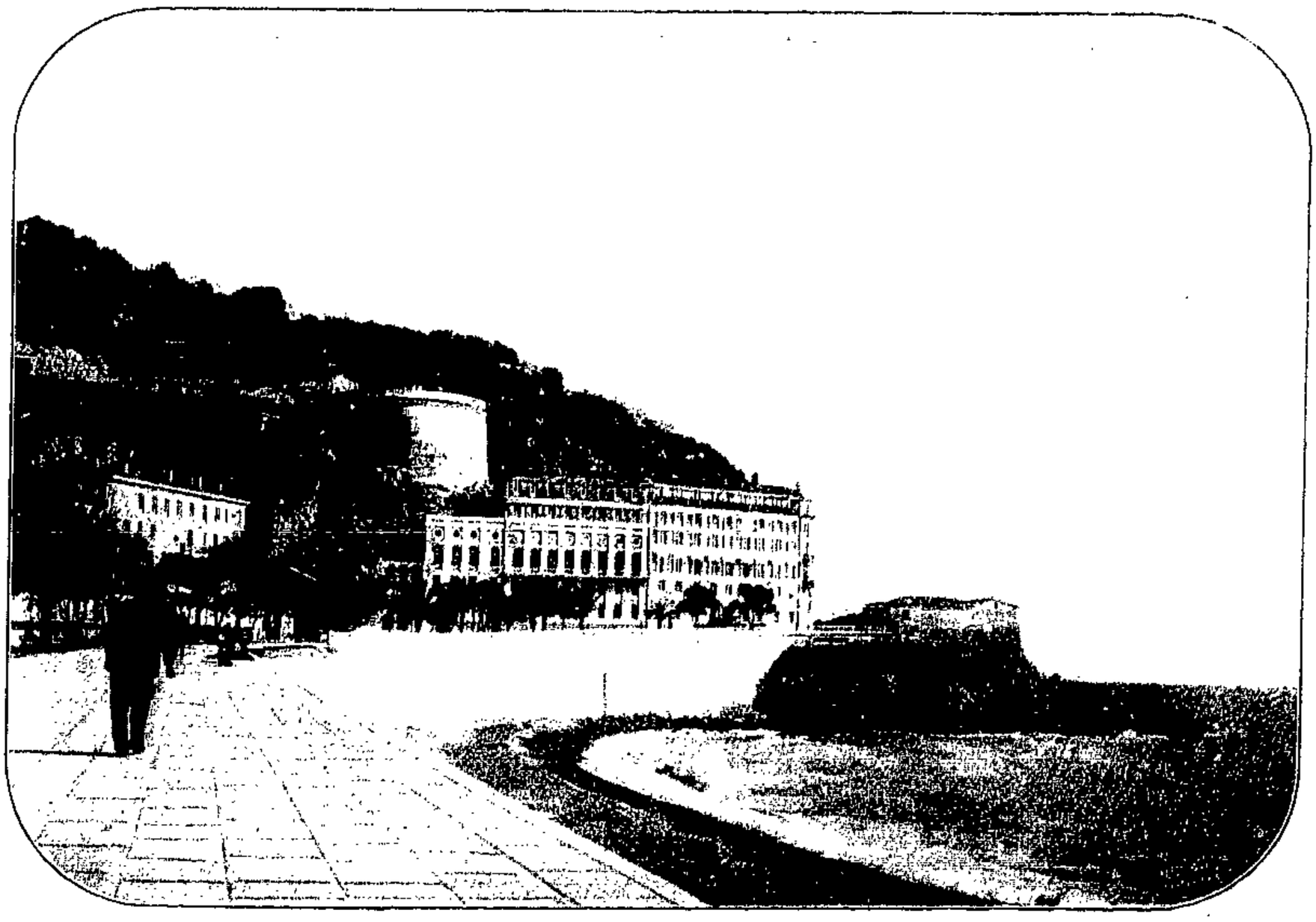
Die Botenfrau mit ihrer Hotte ging immer denselben Weg, den Weg, der erst übers Plateau zieht, zwischen Schlehenbüschen und Brombeerhecken schattenlos sich ödet durch die Hontheimer Aecker — buckelauf, buckelab — dann aber entschieden nach unten sich kehrt und, immer weiter nach unten, durch schweigsamen Buchenwald führt bis ins Tal der Ueß.

Der Weg war schlecht, die Holzfuhren hatten tiefe Geleise ausgeholpert und Löcher, die man nicht damit besserte, daß man einmal im Jahr eine Karre voll Schotter hineinwarf; Schneelasten des Winters, Gewitterstürze des Sommers hatten die Geleise zu tiefen Rinnen ausgewaschen, die abschüssige Straße oft zum Bachbett gemacht. Und einsam war der Weg; wenn der Kirchturm von Hontheim hinter der Ackerwelle versunken war, dann hörte man auch kein Hahnenkrähen mehr, kein Brüllen von Ochs und Kuh, keinen Laut der dörflichen Stätte. — Aber der Frau mit der Hotte ward es nicht bange. Sie ging diesen Weg nun schon an die vierzig Jahre, immer von Hontheim übers Bad Bertrich nach Alf an die Mosel hinab. Sie kannte jeden Strauch oben und jeden Baum unten und wußte den Steg über den Bach auch in finsterster Nacht zu finden und hatte die ganze Tour schon so oft gemacht und zu allen Zeiten, daß sie die Augen dreist hätte zumachen können, beim Gehen schlafen wie ein müdes Pferd.

Und immer trug sie die Hotte. Daß die Tragriemen, die ihr um die Achseln sich wanden, wenn die Last schwer war, ihr tiefe Striemen einschnitten, das fühlte sie gar nicht mehr. Sie war's gewohnt. Die Hotte war schier festgewachsen auf ihrem Rücken, kein Mensch hatte sie je ohne die gesehn. Selbst beim Kinderkriegen hatte sie ihre Hotte nicht abgetan, so erzählte man sich mit Lachen. In Wahrheit hatte die Katrin ihren Peter, ihren Hubert und die Seph, als die noch so klein waren, daß sie die Mutter nicht entbehren konnten, in der Wiege oben quer über die Hotte weg festgebunden, so die Säuglinge mitgeführt auf ihren Botengängen.

Was sollte sie denn auch anderes machen? Ihr Mann, der Hannes, war zu dumm, um Geld zu verdienen; wenn den die Bauernfrauen hinunterschickten mit frischen Eiern ins Bad, war der so erschrocken über das viele Geld, das man ihm für seine Eier gab, daß er's durchaus und durchum nicht nehmen wollte, mit aller Hartnäckigkeit darauf bestand, wenigstens ein Drittel davon wieder zurückzugeben. Sie aber wußte den Vorteil ihrer Auftraggeberinnen weit mehr wahrzunehmen. Sie feilschte um ein paar Pfennige, als wenn sie ebenso viele Groschen für sich selber dabei verdiente, sie verschwor ihre arme Seele, und brachte sie dann den Erlös zurück, händigte ihn ein bei jedem Heller, dann patschte sie sich auf die Knie und lachte aus vollem Halse: „Die haon ech äwer emaol schien befeutelt, haha, hahahaha!" Sie konnte kaum gerade mehr stehen vor lauter Vergnügen. — Am lustigsten aber war sie, wenn man sie einkaufen schickte. Feste Preise kannte sie nicht. Man würde doch dem Kaufmann nicht gleich das bezahlen, was er für seinen Kaffee verlangte! Und der Bäcker, bei dem sie immer die Wecken für die Pfarrköchin holen ging, war auch unverschämt teuer; wie konnte sie das der Barbara antun, sofort all das viele Geld dafür hinzulegen!

Man sah es der Botenfrau schon von weitem an, ob sie mit ihrem Tagwerk zufrieden war, oder ob nicht. Dünkte es sie, gut gehandelt zu haben, dann war ihr Schritt räumiger; die Hotte, und war sie auch vollgeladen mit allerlei Wirrwarr — der eine brauchte dies, der andere das — hüpfte dann federnd im Takt des Ge-



Eine Stadt am Nil.

schwindmarsches. Aber im anderen Fall, und war sie auch leer, hing sie ganz ohne Leben auf der Botenfrau Rücken — der war tief gebeugt — Hotte und Trägerin hatten dann ganz dieselbe Haltung, eine müde, verdrossene. Und die Hontheimer Steige hinan krachte die Hotte und knarrte, und die Katrin seufzte und stöhnte: „O Jeß! O Jeßmarijusep!"

Sonst klagte die Frau mit der Hotte nie. Auf ihrem Gesicht, das der Furchen viele hatte wie gepflügter Acker, lag immer eine stille Gelassenheit. Man sah es diesem Gesicht jetzt nicht mehr an, daß es einst auch so hoffnungsvoll ausgeschaut hatte wie junggrünende Frühlingssaat. Lachender Sonnenglanz und trübes Gewittergrau wechselten jetzt nicht mehr so leicht darüber hin — es blieb immer dasselbe. Blieb auch so, als der Hannes bald darauf zum Sterben kam.

Die Botenfrau war zu Alf gewesen, heiß war der Tag. Unten im Tal, daß die Ueß durchrauscht und Buchen beschatten, hatte sie die Hitze nicht so verspürt, aber als sie nun die Hontheimer Höhe hinankroch, rann ihr der Schweiß. Rechts überm Plateau zog ein Wetter auf, schwarz dräuten die sonst in der Ferne liegenden, heute ganz nahe gerückten vulkanischen Kuppen.

Aengstlich und geduckt standen die Büsche am Weg, es spielte kein Lüftchen mit ihrem Blattwerk, schlaff hingen Brombeerranken und wilder Hopfen; man hörte nicht Vogellaut, nur Grillen schirpten unablässig in leisem Warnen mit vibrierendem Ton.

Der einsam Wandernden wollte es auch schier bänglich werden. Nicht daß sie sich fürchtete vor Blitz und Donner und dann vorm Regen, es fing etwas anderes an, ihre Seele leis zu beängsten: je, o je, die Pfarrköchin würde am Ende doch mit ihr zanken, daß der Korinthenweck schon von vorgestern war! Aber hatte sie ihn nicht deswegen auch um einen ganzen halben Groschen billiger erhandelt? Sie wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn: die Barbara hatte ein schnelles Maul — o weh!

Sie zog den Rosenkranz aus der Tasche, die Kügelchen fingen behend an zu rollen; sie betete sich schier zuschanden, die Steige hinauf: „Bewahr uns in Gnaden! Heilige Maria, Muttergottes, bitt für mich!" Aber es wurde ihr erst um ein weniges leichter, als, da das Dorf in Sicht war, die Seph, ihre Jüngste, ihr entgegen gelaufen kam, mit den wehenden fuchsroten Haaren dahergepeitscht wurde unterm tiefhängenden, blauschwarzen Himmel und schon von weitem hell schrie: „Modder, wuh bleiwt Ihr dann esu lang? Wit, wit!* Unsen Vadder is rips!**"

Das war doch nicht ganz so schlimm!

Gelassen stand die Heimgekehrte beim toten Mann. Es tat ihr wohl leid, sie hatte ihn einstmals sehr lieb gehabt, den Hannes, als der noch nicht so viel ins Wirtshaus ging und alles vertrank, auch noch dann und wann arbeitete und sie nicht so viel schlug. Jetzt hatte es ihn wie der Blitz getroffen im Wirtshaus, unter den Tisch war er gefallen beim sechsten Schnaps; sie hatten ihn ihr nach Hause gebracht und aufs Bett gelegt.

War er wirklich tot?! Schnüffelnd stand die Frau mit der Hotte vor ihrem Mann; sie hob seine steife Hand: Jesus, wahrhaftig, die war schon kalt! „Gott schenke ihm die selige Ruh!" Sie schlug ein Kreuz, bückte sich vorsichtig, damit ihr nichts aus der Hotte herausfiel, versuchte ihm von unten her unter die halbgeschlossenen Lider zu blicken, schüttelte den Kopf und strich ihm dann über die fahl gewordene, eisige Wange: nein, sie trug ihm nichts nach! Und dann trabte sie wiederum aus der Tür, um vorerst die Packen und Päckchen: Kaffee, Heringe, Korinthenweck, Zucker, Stockfisch, Pomade, Strickwolle, Seife, Blechsieb und Häkelnadeln, Schultafeln, Griffel, besohlte Stiefel und Rizinusöl im Dorf auszuteilen. — — —

Der Hannes war tot, er wurde begraben. Es nahm niemand Wunder, die Frau machte nicht viel Wesens darum; sie ging gleich den nächsten Tag mit ihrer Hotte wieder hinunter ins Bad und weiter nach Alf. Und so immer wieder.

Sie schleppte oft recht schwer, denn nun es auf den Herbst ging, gaben die Bauern ihr Kabbesköpfe mit zum Verkauf und Kartoffeln; ihrer Hotte fehlte nicht viel an Zentnergewicht. Den Blaudruckrock hochgeschürzt, die dünnen Wädchen in krapproten Strümpfen, stampfte sie wacker durch allen Morast.

Herbstregen hatten die Straße geweicht, unten im Wiesengrund standen bis gegen Mittag die Nebel, kaum hatte ein flüchtiger Sonnenblick ihre Schwaden verjagt, so waren sie auch schon wieder da. Es war beschwerliches Gehen, der Fuß glitschte aus auf glibbriger Erde, mehr als einmal rutschte die Botenfrau, sitzend, wie auf einem Schlitten die Hontheimer Steige hinab.

Ihre Füße wurden naß, ihr Rock zeigte Fladen von lehmigem Kot. Das war nun einmal nicht anders. Wenn das Wetter zu Oktober nur noch einmal gut würde! Dann sollte die Hotte Ferien kriegen, dann ging ihre Trägerin nach Clausen mit.

Daß sie oft schon eine Wallfahrt getan und ein Kreuz getragen, das kam der Katrine gar nicht in den Sinn. Jetzt wollte sie zum ersten Male in ihrem Leben wirklich und richtig wallfahrten gehn. Nach Eberhard's Clausen. Sie freute sich: da würde sie Ruhe bekommen, ach, und vor allem der Hannes auch! Sie mußte jetzt zu oft an ihn denken, denn immer, wenn sie unten durch den Wald an der Ueß kam, wo die Buchen so dicht stehen, daß es ganz dämmrig ist selbst am sonnigsten Tag, fiel es ihr ein, wie sie ihn hier unten gesehen hatte zum erstenmal, als er Holz fällte. Sie hatte ihn dann noch manches Mal hier getroffen, weil sie noch keinen Schatz hatte und doch gern einen haben wollte.

Und der Hannes, stand er nicht leibhaftig jetzt auch wieder hier?! Sie sah ihn ganz deutlich. Er hatte sein altes blauwollenes Wams an und eine Axt in der Hand, und er machte so ein Gesicht, als ob er sagen wollte: es tut mir leid, daß ich Dich geschlagen habe. Hu, und jetzt muß ich nun ewig brennen dafür im Fegefeuer!

Ach, daß sie sein trauriges Gesicht doch froh machen könnte! Sie selber hatte ihm ja gern verziehen in der Stunde seines Todes — aber wenn der Herrgott ihm nicht verziehen hatte? Wenn der ihm nun seine Grobheit, seine Faulheit, seine Betrunkenheit ewig nachtrug, der Hannes darum nicht Ruhe fand in seinem Grabe?!

So oft sie vorbeikam, immer sah sie ihn zwischen den Bäumen stehen, und das Herz fing ihr jedesmal an zu sinken, ihre Knie zu wanken. Sie zog den Rosenkranz, aber sie konnte nicht beten — ihr Hannes, ihr alter Hannes, sollte der nicht sitzen in der himmlischen Ruh?! Ihre Augen füllten sich mit schweren Tränen, langsam, wie Harz sickerten sie ihr die rissigen Wangen herab. Ja, sie mußte mit nach Eberhard's Clausen, sich Ruhe erbitten für seine Seele!

Es war das größte Ereignis im Hontheimer Jahr, wenn die Prozession ausrückte, nach Clausen zu gehen. Tage vorher wurde da schon gerüstet, Hemden gewaschen, Unterröcke gesteift, die schwarzen Kirchenkleider gebürstet, frisches Brot gebacken, um es mitzunehmen. Vorzüglich machten sich Weiber auf; die haben ja immer die meisten Anliegen. (Forts. folgt.)

* von vite = schnell.
** Requiescat in pace sancta. R. I. P. S.

Hoffnung.*

Mir wiegt die Hoffnung jede Stunde,
und die Gewißheit singt ihr Lied,
daß auf dem weiten Erdenrunde
einst Recht und Glück für jeden blüht!
Nicht Schein und Wahn sind die Gewalten,
die dauernd schmieden Glied an Glied!
Die Ketten, die uns niederhalten, —
die Stunde kommt, da sie zerspalten,
der Zorn wird, der uns heiß durchsprüht!

Und wenn Jahrtausende auch schlichen
in Fron und Schmach, in Leid und Not,
längst ist am Himmel schon erblichen
des jungen Tages Morgenrot!
Der neue Morgen ward geboren
in Qualm und Dunst, in Ruß und Rauch,
wo Rad und Riemenwerk rumoren
und Hammerschlag betäubt die Ohren,
wo schwelt der gift'gen Gase Hauch!

Entehrt, gebunden und entrechtet,
scheu, stumpf, in dumpfer Pein und Plag
kam Tag um Tag uns. Neu geknechtet
versank uns dämmernd Tag um Tag!
Dann aber lockerten die Ketten
wir mählich, hoben Haupt und Hand
und fragten: wer wird uns erretten?
Und zerrten wild an unsern Ketten:
Vor uns stieg auf das Zukunftsland!

Gerechter Zorn faßt selbst die Matten
und Kampfgeklirr durchhallt die Luft,
denn zwischen Hungrigen und Satten
stets abgrundtiefer gähnt die Kluft.
Schmerzt auch und blutet manche Wunde,
was wir gesät: es keimt, es blüht,
es wächst und reift rings in der Runde . . .
Mir wiegt die Hoffnung jede Stunde
und Sieggewißheit singt ihr Lied! —

Ludwig Lessen.

Straußenzucht und Straußenfedern.

Von Frieda Wulff.

Vogelbälge und Vogelfedern auf den Hüten als Zier und Schmuck zu tragen, ist eine leidige Mode unserer Tage geworden. Nicht nur werden die Vögel eingefangen und getötet, um sie ihrer Schmuckfedern zu berauben, sondern sie werden neuerdings sogar für derartige Zwecke in Farmen gezüchtet.

Das gilt namentlich von dem Riesen der Vogelwelt, dem Strauß. Von den ersten Anfängen der Straußenzucht bis jetzt sind verschiedene nennenswerte Verbesserungen erzielt worden. Ebenso ist auch die Zucht jetzt durch die Gesetzgebung geschützt. Dieser Schutz ist freilich wie alles in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung kapitalistischer Länder ein Schutz des Privateigentums, was daraus hervorgeht, daß das Töten von gefangen gehaltenen Straußen nur seinem Besitzer gestattet ist. Von den Farmern wird darauf gesehen, daß die Zuchtpaare von außerordentlicher Güte sind. Nicht selten wurden für ein gutes Straußenpaar 20 000 Mark gezahlt, doch sind heute schon für bedeutend weniger Geld gute Zuchtpaare zu haben. 5500 bis 6500 Mark werden jetzt in der Regel für ein schönes Straußenpaar gezahlt. Zu Beginn der Straußenzucht nahmen die Farmer Zuflucht zur künstlichen Ausbrütung der Eier, da man nicht genügend für das Brutgeschäft geeignete Tiere besaß. Davon ist man aber zum großen Teil wieder abgekommen, weil den durch die Brutmaschine ausgebrüteten Tieren mancherlei Mängel anhaften; solche Strauße neigen leicht zur Aufnahme von allerlei Krankheitskeimen,

* Aus dem kürzlich im Verlage der Buchhandlung „Vorwärts" (Berlin) erschienenen Gedichtbuche „Aus Tag und Tiefe" von Ludwig Lessen (Pr. 1,50 Mk.).

sie werden sehr häufig vom gelben Fieber betroffen. Die Strauße selbst geben sich auch gar keine Mühe, Eier auszubrüten, die unfruchtbar sind; sie wissen solche rasch herauszufinden und entfernen sie aus dem Neste. Nach sechs Monaten ist der Strauß groß und kräftig genug, um eine erste Entnahme von Federn ertragen zu können. In Zwischenräumen von acht Monaten wird regelmäßig Ernte an erwachsenen Straußen vorgenommen. Die Federn der mit zwei Jahren ausgewachsenen männlichen Tiere sind teilweise weiß, teilweise schwarz, die der Weibchen sind stets grau. Bei der Entnahme der Federn sind die Züchter auch zu besseren Methoden als früher gekommen. Auf rationell betriebenen Straußenfarmen hat man das früher ausgeübte einfache Ausrupfen der Federn aufgegeben und ist dazu übergegangen, sie abzuschneiden. Das Ausrupfen ist eine barbarische Art der Ernte, es verursacht den Tieren Schmerz; schließlich ist auch diese Methode für die Farmer ausschlaggebend gewesen, die im allgemeinen auf das physische Empfinden der Tiere keine Rücksichten nehmen wollten, aber doch einsahen, daß das Schneiden rationeller ist, weil beim Ausrupfen das Nachwachsen der Federn häufig in Frage gestellt ist. Ohne menschlichen Eingriff trennen sich wenig größere Federn ab, wenn es doch geschieht, so ist es auf den Kampf der streitsüchtigen Vögel untereinander zurückzuführen. Kleine Federn fallen dagegen leicht von selbst aus, sie werden gesammelt und mit den großen in den Handel gebracht. Wenn man nun noch in Betracht zieht, daß Strauße ein langes Leben haben, so ist ihre Zucht für den Besitzer eine ständige, dauernde und lohnende Einnahmequelle. Von einem guten Vogel werden aus den Federn im Jahre 140 bis 200 Mark Einnahme erzielt.

Der Engrospreis für gute Federn ist 12 bis 15 Mark pro Stück, Federn zweiter Qualität kosten 7—8 Mark, alle werden nach dem Gewicht verkauft. Zu einer fertigen Feder werden zwei Federn zu einer vereinigt, doch begünstigt auch manchmal die Mode das Tragen von nicht zusammengesetzten Federn. Durch den Zwischenhandel geht natürlich der Preis der Ware gewaltig in die Höhe, und der Zwischenhändler sind nicht wenige. Für die Güte und den Wert, den die Straußfedern präsentieren, sind die großen Weideplätze und ihre Nahrung in erster Linie maßgebend. Aber von Natur aus sind die Federn der Weibchen, hauptsächlich in der Farbe, weniger schön; dementsprechend wird auch weniger für sie gezahlt. Der Hauptmarkt für den Straußfederhandel ist London. Hier werden sechsmal im Jahre große Auktionen abgehalten, auf denen die Exporteure sich einfinden, um ihren Bedarf zu decken. Aber London ist nur der Endpunkt des Handels; lange, einsame Wege hat das Produkt zu machen, bevor es an die große Handelsstätte gelangt, und mancher Betrug wird beim Zwischenhandel auf diesem Wege ausgeführt. Weil die Routen durch Afrika von den von der Küste entfernt liegenden Farmen oder von den Gegenden, wo die Strauße noch wild leben und gejagt werden, lange und beschwerliche sind, nehmen fast alle Karawanen Straußfedern nach den Küstenplätzen mit. Um die Federn, die nun schon von dem Innern Afrikas bis an die Küste durch verschiedene Hände gegangen sind — ein Händler hat sie immer dem anderen abgehandelt —, beginnt in den Küstenstädten ein Feilschen großen Stils. Ein Betrug kann fortwährend vorgenommen werden, indem die Händler das Bruttogewicht steigern durch allerhand kleine, schwere Gegenstände, die sie in die zu 20, 50 bis 100 Stück zusammengebündelten Federn hineintun. Das kann leicht, ohne sofort bemerkt zu werden, geschehen, weil eine Sitte besteht, die dem Käufer nicht gestattet, das Federbündel zu öffnen. Auch minderwertige Ware läßt sich so unschwer unter die gute mischen.

Doch nicht nur beim Einkauf des Rohproduktes, auch beim Verkauf der gebrauchsfertigen Ware werden Täuschungen vorgenommen, die das mit fachmännischen Kenntnissen nicht ausgestattete Publikum selten wahrnimmt. Derartige Täuschungen dienen dazu, findigen Geschäftsleuten großen Absatz und somit bedeutende Einnahmen zu verschaffen, ohne im eigentlichen Sinne den Käufer zu übervorteilen. Um das klarzumachen, sei auf einen Streit hingewiesen, der kürzlich in Fachkreisen entbrannt war. Der Streit drehte sich um „echte" und „unechte" Straußfedern. Fast sämtliche Beteiligten gaben der Meinung Ausdruck, daß alle Federn, die vom Strauß stammen, ob sie nun einfach zusammengesetzt sind, oder ob eine fertige Feder aus vielen kleinen Federstückchen durch Hinzufügen eines echten oder künstlichen (Celluloid) Kiels zu einem Ganzen hergestellt wurde, als echt zu betrachten sind. Ein Sachverständiger dagegen hatte bei einer beim Gericht angestrengten Klagesache sich dahin geäußert, daß nur die Flügel- und Steuerfedern des Straußes, die ohne fremdartige Zutaten, wie Draht usw., endgültig in den Handel kämen, als echte anzusehen seien. Da nun bis heute noch keine künstlichen Nachahmungen entstanden sind, so sind alle mit dem Namen Straußfedern bezeichneten Exemplare auch wirklich echte, die sich allerdings durch Schönheit und Güte wesentlich voneinander unterscheiden.

Die endgültige Bearbeitung der Federn geschieht meistens in Ländern, wo die Federn ihrem eigentlichen Zwecke gemäß an die Trägerinnen verkauft werden. Bei dieser Bearbeitung hat die Feder noch verschiedene Prozesse durchzumachen. In großen Kisten kommen sie von London. Beim Auspacken sind ausschließlich die in den Geschäften zahlreich vorhandenen Lehrmädchen tätig. Dies Auspacken ist keine angenehme Arbeit, da den Kisten die von den Federn kommenden üblen Gerüche entströmen. Gleichfalls wirbelt beim Auseinandernehmen viel Staub auf; aller Schmutz, der den Federn auf ihrem langen Wege anhaften blieb, überträgt sich zum großen Teil auf die Kleidung und in die Atmungsorgane der Auspackerinnen. Wer als Nichtkenner die Federn nach ihrer langen Reise sieht, wird nicht auf den Gedanken kommen, daß diese schmutzigen, unansehnlichen Dinger identisch sein können mit der herrlichen Zier eines wegen seines köstlichen Federschmucks berühmten Vogels. Ein geschärfter Kennerblick gehört dazu, in diesem Zustande den wirklichen Wert der Federn zu erkennen. Um zu ihrer so geschätzten Schönheit zu gelangen, hat die Feder verschiedene Prozeduren über sich ergehen zu lassen. Gleich nach dem Auspacken werden sie aufgereiht und dann einer gründlichen Wäsche unterzogen, bis sie, von allem Schmutz und Fett, vor allem aber auch von dem üblen Geruch befreit, dem Färber übergeben werden können. Weiße Federn haben ursprünglich auch nicht das schöne Schneeweiß, das wir an ihnen bewundern; hier muß, nachdem eine Wäsche und eine Bleiche mit sauerstoffhaltigem Wasser vorgenommen wurde, ebenfalls der Färber in Aktion treten. Das Färben ist in der Hauptsache Männerarbeit, nur bei der Buntfärberei sind für einzelne Verrichtungen auch Frauen beschäftigt. Die Arbeit ist äußerst ungesund und schmutzig.

Zur Erlangung einer schönen schwarzen Feder werden tadellose weiße verwandt, denn nur solche haben, wenn sie gefärbt sind, den eigenartigen Glanz, der zu einer vollendet schönen Feder unbedingt gehört. Zum Färben wird Kampescheholz genommen, das die Fiedern vollständig mit seiner Farbe durchtränkt. Um die Federn herzustellen, die verschiedene Schattierungen aufweisen, wird mit Anilinfarbe gefärbt. Sind die Federn der Farbbrühe entnommen, so kommen sie in eine andere Masse hinein, in der sie gestärkt werden. Dann beginnt, um sie von der anhaftenden Stärkemasse zu befreien, ein vorsichtiges Ausstreichen der einzelnen Fiederchen. Zum Trocknen werden die Federn dann an ein Hohlrad befestigt, so daß beim Umdrehen des Rades für schnelle Luftzufuhr gesorgt und so die lockere Beschaffenheit der Feder erzielt wird.

Nachdem die Feder getrocknet ist, sind noch eine Reihe Handgriffe und Verrichtungen an ihr vorzunehmen, bevor sie in ihrer vollendeten Form der Putzmacherin übergeben werden kann. Weibliche Hände sind es, welche die nun noch folgenden Arbeiten ausschließlich verrichten, Näherinnen, Schaberinnen, Krauserinnen; neuerdings sind noch die Knüpferinnen der Plenrensen in Funktion getreten. Bevor die eben aufgezählten Arbeiten getan werden können, sind die ganzen Federn noch ein wenig zuzurichten; mit scharfen Messern werden sie oben rund geschnitten. Der Kiel erhält dann durch das Ausschaben die flache Form. Nun beginnt das Zusammensetzen. Wie schon oben kurz angeführt, werden, selbst bei Federn vorzüglicher Qualität, zwei Federn zu einer vereinigt. Das Zusammensetzen geschieht aber um so mehr bei solchen Federn, die nicht die besondere Formvollendung aufweisen. Hier hat die Kunst das zu ersetzen, was die Natur versagte. Es kommt zuweilen vor, daß Federkiele nur an einer Seite Fiederchen aufweisen. Von diesen Federn werden dann zwei zu einer Unterfeder vereinigt und mit einer vollständigen gedeckt. Aber auch auf andere Weise werden durch Zusammensetzen recht gut aussehende Federn hergestellt. Sie entstehen, indem unter eine ganze Feder Federstückchen gelegt werden oder indem überhaupt nur Stückchen zu ganzen Federn zusammengesetzt werden. Zur Festigung bekommt die letztgenannte Sorte Draht unter- und einen Federkiel übergelegt. Diese Kiele erhält man dadurch, daß bei der Verarbeitung der Federn zu Boas usw. die Kiele keine Verwendung finden und so der künstlichen Herstellung der Hutfeder dienstbar gemacht werden können. Auch aus Celluloid werden heute schon künstliche Kiele hergestellt. Das Zusammennähen ist größtenteils Handarbeit, doch sind in einzelnen Fabriken auch schon eigens zu diesem Zweck konstruierte Maschinen vorhanden.

Ist nun auf diese Weise eine dicke, schöne Straußfeder entstanden, so fehlt doch immer noch zur Vollendung der Verschönerungsarbeit die Tätigkeit der Krauserin. Ungekräuselte Federn sehen aus wie ein begossener Pudel. Das Kräuseln der Federn ist eine nervenpeinigende Arbeit. Mancher macht sich hiervon die verkehrtesten Vorstellungen. Die Besitzerinnen und Trägerinnen von Straußfedern machen sich unter Umständen, wenn z. B. der Hut einen Husch Regen aufgeladen hat, die Sache des Kräuselns leicht, indem sie auf gelindes Kohlenfeuer Zucker streuen und die Federn über den sich entwickelnden Dampf halten. Dadurch kräuseln sich die Fiederchen, aber gut ist diese Prozedur zu ihrer Erhaltung nicht. Die kundige Arbeiterin verrichtet ihre Arbeit unter viel schwierigeren Umständen. Jede einzelne Fieder wird zwischen einem stumpfem Messer und dem Daumen durchgezogen. Das ist eine langweilige und doch große Geschicklichkeit erfordernde Arbeit, denn bei zu starkem Anziehen zerreißen die feinen Glieder sehr leicht.

Wie fast bei allen Putzartikeln nicht zu sehen ist, daß unzählige Tränen bei der Bearbeitung geflossen sind, so auch hier. Die Straußfederarbeiterinnen gehören zu den schlechtestentlohnten Arbeiterinnen. Nur durch äußerste Fingerfertigkeit bringen es einzelne auf etwas lohnenderen Verdienst. Verhältnismäßig am besten

Das Kräuseln der Federn.

stehen sich die Lehrmädchen, die sich ausschließlich aus Vierzehn- bis Sechzehnjährigen rekrutieren. Bei einer Lehrzeit von drei Monaten erhalten sie monatlich 20 bis 24 Mk. Nach beendeter Lehrzeit erfolgt dann, da die Arbeiterinnen gewöhnlich in demselben Geschäft verbleiben, halbjährlich eine Zulage von monatlich 3 Mk. Dabei ist es selbstverständlich, daß diese Lehrmädchen stets Eltern haben müssen, die nicht auf den Verdienst ihrer Töchter angewiesen sind. Viel schlechter stehen sich die erwachsenen Arbeiterinnen. Mit einem Monatsgehalt von durchschnittlich 60 Mk. soll wohl kaum jemand imstande sein, sich selbst erhalten zu können, geschweige noch etwas abzugeben. Daß viele junge Mädchen als Lehrmädchen in die Straußfederbearbeitung eintreten, kommt daher, daß sie gleich nach der Schulentlassung angenommen werden, während in den Fabriken die Mädchen meistens erst mit sechzehn Jahren ein Unterkommen finden. Die schlechte Entlohnung in den Federgeschäften läßt aber bald manche Arbeiterin ihrem erlernten Berufe Lebewohl sagen, um zu der lohnenderen Fabrikarbeit überzugehen.

Die Behandlung der Federarbeiterinnen ist in den Geschäften im allgemeinen anständig zu nennen. Die jungen Mädchen werden „Fräulein" tituliert. Kein Wunder, wenn sich unter diesen proletenhaft bezahlten Damen viele aus den Kreisen befinden, die es „nicht nötig haben", oder die es „mit ihrem Stand nicht vereinbaren können", in Fabriken Arbeit zu suchen. Die Arbeitszeit beträgt neun Stunden täglich.

Außer den Arbeiterinnen in den Geschäften gibt es noch zahlreiche Heimarbeiterinnen. Das sind immer solche, die in den Geschäften selbst gelernt haben und später entweder wegen Verheiratung oder aus anderen Gründen lieber daheim arbeiten. Der Verdienst der Federheimarbeiterinnen ist wie stets in der Heimarbeit äußerst gering. Eine Frau, die eine Familie von vier Personen zu versorgen hat, kann, wenn sie die Arbeitszeit nicht bis in die Nacht ausdehnt, 30 bis 40 Mk. monatlich verdienen. Heimarbeiterinnen, die keine Nebenbeschäftigung oder Abhaltung haben, erzielen schließlich 60 bis 80 Mk. im Monat. In der Wohnung trägt die Federarbeit nicht zur Gemütlichkeit bei, viel Staub wird damit hineingetragen. Die Heimarbeiterin ist Näherin, Krauserin usw. in einer Person. Das Zusammennähen geschieht hier ausschließlich mit der Hand.

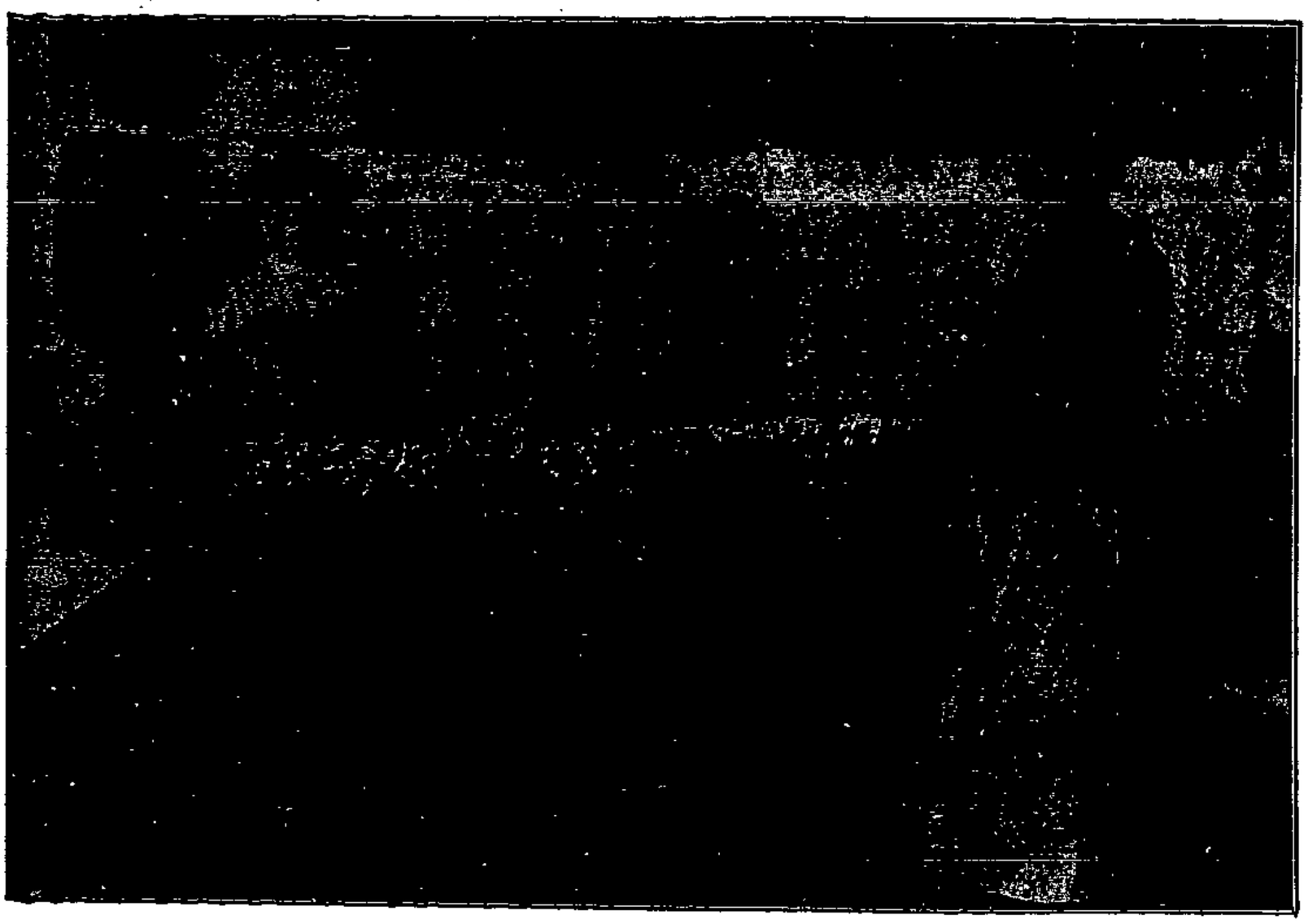
Eine der mühseligsten, nervenpeinigendsten Arbeiten ist das Knüpfen der Pleureusen. Sie werden in Fabriken sowohl als auch in der Heimindustrie hergestellt. Diese schönen, langschweifigen, augenblicklich so modernen Federn haben erst ihre Schönheit dem Schönheitssinn der Menschen zu verdanken. Sie entstehen dadurch, daß an jedes einzelne Fiederchen ein anderes angeknüpft wird.

Wohl wenige Menschen ahnen, wenn sie diese pompösen Schmuckfedern auf den Riesenhüten der Modedamen erblicken, etwas von der Pein, die dieser Arbeitszweig verursacht.

Als ein der Hutfeder folgender wichtiger Zweig der Straußfederbearbeitung ist die Herstellung der Boas anzusehen. Sie entstehen, indem an einer Schnur Federteilchen befestigt werden. Zur Verwendung kommen hier wie auch bei der Putzfeder die weniger schönen Deckfedern des Vogels. Natürlich werden aber diese Gegenstände aus den schlechteren Federn bedeutend schlechter bezahlt. Für die teuren Boas werden gute Federn zerkleinert und auf die angegebene Weise verarbeitet.

Die „Madeleine" (Hohirad).

Alles, was von den Hutfederarbeiterinnen in puncto Bezahlung usw. gesagt wurde, trifft auch auf die Arbeiterinnen der anderen Branchen zu. Die Straußfederproduktion ist ein gut florierender Geschäftszweig geworden, der sich schließlich immer mehr heben wird. Reichtümer können dabei aber, genau wie überall, nur die Kapitalisten erwerben. —



Herstellung der Boas.

Kämpfe im Mittelmeer.

Von H. Conrady. (Fortsetzung.)

Für die monopolistischen Tendenzen der karthagischen Handelspolitik sind das authentischste Zeugnis die Handels- und Freundschaftsverträge zwischen Karthago und Rom, deren ältester aus den Anfängen der römischen Republik, vor 500 v. Chr., datiert wird. Danach sollten die römischen Schiffe zwar in Sizilien, Sardinien und in Karthago selbst frei Handel treiben dürfen, dagegen von den ertragreichsten Teilen des karthagischen Afrika völlig ausgeschlossen bleiben. Umfassender noch erscheint die Monopolpolitik der Karthager in dem zweiten Handelsvertrag mit

Rom, der der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts angehört. Dadurch wurden die Römer nun auch noch von Sardinien ausgeschlossen. Ein weiterer Vertrag im ersten Viertel des dritten Jahrhunderts vor Christo erneuerte einfach die bisherigen handelspolitischen Bestimmungen, sah aber weiter ein Zusammengehen gegen den König Pyrrhos von Epirus (Albanien) vor, einen Epigonen Alexanders des Großen, der auf die Begründung eines großen hellenistischen Reiches im Westen ausging. Ueber die Adria gekommen als Bundesgenosse der griechischen Handelsstadt Tarent, der die fortschreitende Eroberung Italiens durch die Römer bedrohlich wurde, hatte sich Pyrrhos erst den Römern als sehr gefährlicher Feind erwiesen, um hernach auch in Sizilien zu erscheinen und den Karthagern böse zu schaffen zu machen, schließlich freilich in Italien den Römern zu erliegen und in Griechenland sein Abenteurerdasein zu beschließen.

Der volle Sieg über Pyrrhos und Tarent rückte die römische Herrschaft vor bis an die Meerenge von Messina. Damit zu Nachbarn und gleichzeitig zu Nebenbuhlern geworden, zerrissen Römer und Karthager baldigst den Freundschaftsvertrag und fuhren sich in die Haare, zunächst wegen des Besitzes von Sizilien. Der erste Punische Krieg (264 bis 241) endigte mit dem Siege Roms und zwang die Karthager, auf den Besitz von Sizilien zu verzichten. Zu dieser ersten „Provinz" des römischen Reiches kamen bald als weitere überseeische Erwerbungen Sardinien und Korsika, die Rom den Karthagern abnahm, als sie sich in inneren Schwierigkeiten befanden. Diese Verluste suchte die afrikanische Handelsrepublik dadurch wettzumachen, daß sie ihre bisher auf einige Küstengebiete beschränkten Besitzungen in Spanien zu einem großen Kolonialreich auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel erweiterte. Von dieser Basis aus erfolgte 218 der berühmte Zug Hannibals gegen Italien. Seine großen Siege aber verhinderten nicht, daß schließlich Rom auch im zweiten Punischen Kriege den Sieg davontrug und nun auch Spanien zur römischen Provinz machte. Seines überseeischen Besitzes und des Rechts auf eine selbständige Politik beraubt, war Karthago seitdem nur noch als Handelsplatz von Bedeutung. Aber auch das vermochte der blasse Neid der römischen Kaufleute nicht zu ertragen. Ihr Einfluß setzte durch, daß 149 ein dritter Krieg mit der alten Nebenbuhlerin Roms vom Zaune gebrochen wurde, der 146 zur völligen Zerstörung der großen Handelsmetropole des westlichen Mittelmeers führte und ihren Handel großenteils auf Rom übergehen ließ. — Im gleichen Jahre zerstörten die Römer bezeichnenderweise auch, gleichfalls auf Betreiben der Kaufmannspartei, die wichtigste Handelsstadt des festländischen Hellas, Korinth. Nach wiederholten Kriegen gehörte jetzt auch die ganze Balkanhalbinsel zu den römischen Provinzen, und weitere Kriege ergaben im Laufe des letzten Jahrhunderts der Republik und der ersten Kaiserzeit auch die förmliche Einverleibung des ganzen Ostrandes des Mittelmeers in das römische Weltreich. Aegypten wurde eine Hauptkornkammer Roms neben dem früheren karthagischen Gebiet in Nordafrika. Hier wurden auch die Berberstämme des Hinterlandes in wiederholten Kriegen, besonders gegen den Numiderkönig Jugurtha, gebändigt. Wie Mauretanien, d. h. Marokko, schließlich römische Provinz war, so auch Tripolis und die Kyrenaika. Oea, die heutige Stadt Tripolis, war der römischen Politik besonders als Ausgangspunkt des Karawanenhandels mit dem Fezzan wichtig. Die räuberischen Nomadenstämme des Inneren, besonders die Garamanten, offenbar die Vorfahren der heutigen Tuaregs, beeinträchtigten die Sicherheit der Karawanenstraßen sehr, und so hat bereits 19 v. Chr., unter Kaiser Augustus eine Strafexpedition des römischen Feldherrn Cornelius Balbus von Tripolis ins Land der Garamanten stattgefunden. Weiter ostwärts blieb Alexandrien von hervorragender Bedeutung als Handelsplatz, und im Westen erstand Karthago aus seiner Asche zu neuer wirtschaftlicher Blüte, freilich in völliger Abhängigkeit von den Machthabern der goldenen Roma. Hauptstadt der Mittelmeerländer geworden, erlebte Rom nun ein internationales Geschäftstreiben von großartigen Dimensionen. — Die modernen Imperialisten, denen das römische Reich, das imperium Romanum, so vorbildlich

Spätherbst an der Donau.

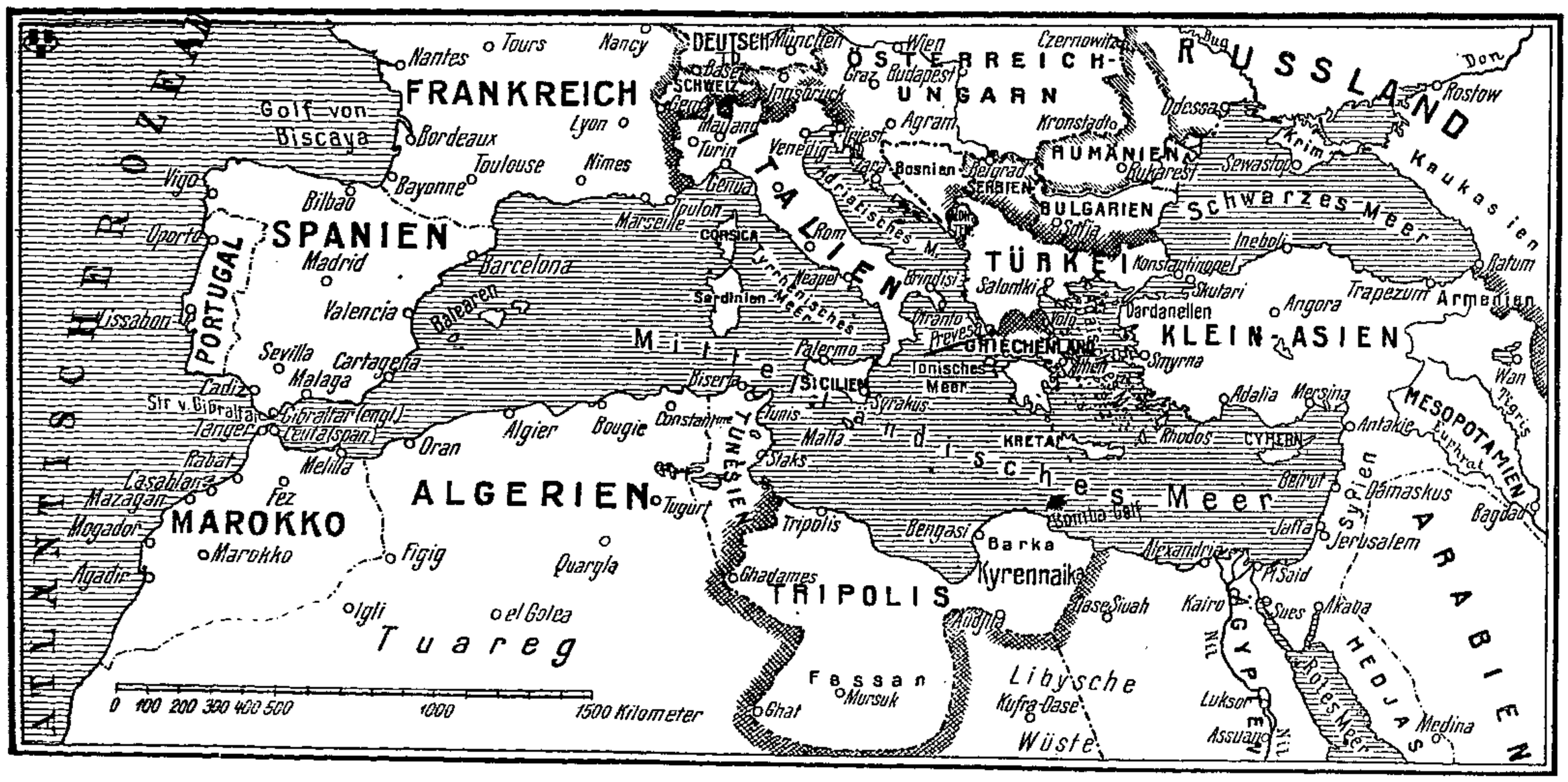
erscheint, daß sie ihre Bestrebungen danach benennen, malen mit Vorliebe jenes reich pulsierende Verkehrsleben im ganzen Umkreis des Mittelmeers aus, wozu es durch die Zusammenfassung unter römischer Herrschaft gekommen. Ganz anders sieht aber die Kehrseite der Medaille aus, wenn man nämlich die römische Weltpolitik als Raubsystem und in ihren Wirkungen auf Unterworfene und Sieger betrachtet. Von den scheußlichen Vorgängen bei der Unterjochung freier Völker abgesehen, eröffnet auch der flüchtigste Blick auf die Friedenswirtschaft im römischen Reich empörende Perspektiven. Die Provinzen wurden von Anbeginn aufs fürchterlichste von den Blutsaugern der herrschenden Stadt ausgebeutet und mißhandelt. Statthalter, Steuerpächter, Wucherer, überhaupt Raubzeug aller Art arbeitete sich gegenseitig in die Hände, um das Menschenmögliche aus den Provinzen herauszuholen. In der Provinz (Klein-)Asien war schon nach wenigen Jahrzehnten römischer Herrschaft im Jahre 88 v. Chr. der Haß auf alles, was Italiener war, so groß, daß bei der damaligen Erhebung gegen Rom nicht weniger als 80 000 römische Kaufleute und dergleichen umgebracht wurden. Nach der Wiedereroberung Asiens wurde der Provinz eine Geldstrafe von 20 000 Talenten, etwa 100 Millionen Mark, auferlegt. Diese Summe aber, die sich die Provinz von römischen Geldleuten vorschießen lassen mußte, wuchs durch den Zinswucher in der Zeit von zehn Jahren auf 125 000 Talente, d. h. über 500 Millionen Mark, wodurch die ehedem blühende Provinz dauernd ruiniert wurde. Besonders berüchtigt geworden, obwohl nichts Unerhörtes, ist das Treiben des Verres, der einige siebzig Jahre vor Christo Statthalter von Sizilien war. Ciceros Enthüllungen über sein tyrannisches Treiben sind einfach schaudererregend. U. a. ließ er statt des vorschriftsmäßigen Zehnten von den Provinzialen meist die Hälfte des Ertrages erheben. Bei dieser Wirtschaft ging z. B. in vier Gemeinden die Zahl der Grundbesitzer während seiner Statthalterschaft von 773 auf 318 zurück.

Ein bekanntes Schlagwort aus antiker Zeit bezeichnet die Provinzen als die „Landgüter des römischen Volkes". Dadurch wird treffend hervorgehoben, daß Rom aus den Provinzen durch systematische Ausbeutung soviel wie menschenmöglich herauszuwirtschaften suchte. Wenn dagegen vom römischen Volk als Nutznießer die Rede ist, so kam diesem ein Vorteil aus der imperialistischen Politik nur sehr indirekt zu, nämlich erst nachdem es zuvor durch diese selbe Politik ruiniert worden war. Die beständigen endlosen Kriegszüge hielten den italienischen Bauer solange von seiner Ackerwirtschaft fern, daß völlige ökonomische Zerrüttung die notwendige Folge war, die kleinen Besitzer massenhaft ausgetrieben oder ausgekauft wurden. An ihre Stelle traten große Latifundien der Herrschaften, die wirklich von den Eroberungen profitierten, die schwere Gelder und ganze Sklavenheere heimbrachten. Mit diesen Sklaven aus den eroberten Provinzen wurde dann der Großgrundbesitz bewirtschaftet, so daß auch keine Lohnarbeit für freie Leute zu finden war und die Masse der Bevölkerung sich zusehends mehr in ein Lumpenproletariat umwandelte. Daher konnte schon 133 v. Chr. der große Volkstribun Tiberius Gracchus in einer Rede die bittere Wahrheit über die römische Weltpolitik und ihre Ergebnisse sagen, die Menschen, die für Italien kämpften und stürben, hätten nicht einmal, wie das Vieh, ein Obdach. „Für fremde Schwelgerei, für fremden Reichtum fechten und sterben sie, diese Leute, von denen man spricht: „Sie sind die Herren der Welt" und die auch nicht eine Scholle ihr eigen nennen können." Gegen 100 v. Chr. wird die Zahl der vermögenden Leute in Rom auf bloß 2000 angegeben. Da haben wir die eigentlichen Nutznießer der römischen Weltpolitik. Ihr Besitz waren recht eigentlich die Provinzen. Die verarmte Masse der freien Bevölkerung hatte weiter nichts von den „Landgütern des römischen Volkes", als daß ihnen auf Kosten der Provinzen, aus deren Tributleistungen der notdürftige Unterhalt gewährt wurde in Gestalt von Kornverteilungen, Speisungen, Geldspenden, wozu dann auch Zirkusvergnügungen kamen, die gleichfalls in letzter Linie auf Kosten der Provinzen und ihres versklavten Bevölkerungsteils auf italienischem Boden stattfanden.

Bloß hingewiesen sei auf die Tatsache, daß dieser erfolgreichste Imperialismus, den die Welt gesehen, die gesellschaftlichen Verhältnisse so gestaltet hat, daß die politische Freiheit damit unverträglich, der Militärabsolutismus der Kaiserzeit die notwendige Folge war. In dieser machte die soziale Zersetzung ungestörte Fortschritte. Das einzige, was die Lobredner des Imperialismus an gemeinnützigen Folgen des Provinzialbesitzes aus der Zeit der Cäsaren anführen können, ist die Tatsache, daß eine ganze Menge landloser Italiener auf Provinzialboden, so auch in Nordafrika, angesiedelt worden sind. Vom Standpunkte der Provinzialen aber war dies alles andere als etwas Angenehmes, ebenso wie etwa Aegypten und Afrika über ihre Berühmtheit als „Kornkammern Roms" wenig erbaut gewesen sein können. Und was für eine segensreiche Politik, die erst das römische Landvolk in Massen von seiner Scholle trieb, um es dann zum geringen Teil auf Kosten der Provinzialen wieder ansässig zu machen, zum größten Teil in Rom notdürftig durchzufüttern, gleichfalls auf Kosten der Provinzen. Damit das römische Volk etwas zu essen bekam, mußte der hungernde Fellache von Aegypten einen großen Teil seines Kornertrages nach Italien verschwinden sehen. Und Nordafrika fuhr ohne Zweifel bei dem System nicht besser, was auch von der Blüte dieser Gegenden unter römischer Herrschaft erzählt wird. Sie litten auch schon bald unter dem Latifundienwesen, das in Italien so verderbenbringend um sich gegriffen hatte. „Die Latifundienwirtschaften haben Italien ruiniert," wird gewöhnlich ein berühmtes Wort des älteren Plinius (1. Jahrhundert n. Chr.) zitiert, aber er sagt weiter über das fortdauernde Umsichgreifen der großen Güter: „Schon ruinieren sie auch die Provinzen." Wir wissen, daß zur Zeit Kaiser Neros die Hälfte der Provinz Afrika sechs Großgrundbesitzern gehörte. Das gibt schon eine kleine Vorstellung von den Zuständen, die sich unter römischer Herrschaft in diesen Gegenden herausbildeten. Die allgemeine soziale Zersetzung wurde überall je länger je schlimmer, insbesondere nahm die Aussaugung durch die Steuern im Laufe der Kaiserzeit immer mehr zu, so daß schließlich in den Zeiten der Völkerwanderung die Barbaren vielfach als Befreier begrüßt wurden.

Im heutigen Tripolis war man schon nach der Mitte des 4. Jahrhunderts soweit, selbst die nomadischen Bergstämme der Berber als kleineres Uebel gegenüber der Römerherrschaft anzusehen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Randländer des Mittelmeeres.

Und sie bewegt sich doch nicht!

Märkische Dorfskizze von A. Schmit.

O, Vater Kohlhaase kannte sich in der Welt aus! Das verrieten schon die grauen Augen, die scharf und schlau unter buschigen Brauen hervorlugten. Klar schauten sie in die weite Welt Und der wollige, von Silberfäden durchsponnene Kinnbart gab dem scharfen, eckigen Gesicht einen ehrwürdig-hausbackenen Anstrich.

Allerdings war es seine eigene Welt, in die Vater Kohlhaase schaute. Die war zurechtgezimmert aus dem Althergebrachten. Daran hing der Alte und das verteidigte er auch stets mit echt märkischer Bauernschlauheit. Die Menschen sollten nur alle so sein und so schaffen wie er. Dann gäbe es auch keine Not. Man schlafe immer so, wie man sich bette. Und als Vater Kohlhaase gar in den Schulvorstand seines Heimatdorfes gewählt wurde, da trug er den Kopf noch höher als sonst. Ja, man könne es schon zu etwas bringen. Nur ein klarer Blick und ein heller Kopf. Dann komme man auch weiter und genieße die aus eigener Kraft errungene Achtung.

In neuerer Zeit aber hatte Vater Kohlhaase öfters seinen Krach. In seine Welt war etwas geweht, was so gar nicht hineinpassen wollte. Waren da zwei Monteure aus der Hauptstadt gekommen, um in einer neu einzurichtenden großen Schneidemühle die benötigten Maschinen aufzustellen. Bei Vater Kohlhaase hatte schon mancher logiert und so war es auch ganz natürlich, daß die beiden Monteure bei ihm ein vorübergehendes Heim fanden. Und die fühlten sich bald recht wohl bei dem Alten. Denn Mutter Kohlhaase verstand sich auf eine gute bäuerliche Küche. Darauf war die rundliche, quabbelige Frau des Hauses ganz besonders stolz. Noch stolzer auf die Kochkünste seiner Frau war aber Vater Kohlhaase.

Soweit war also die Sache recht gut. Das Schwierige aber war die Unterhaltung innerhalb des neuen Bekanntenkreises. Da hatte es Vater Kohlhaase öfters recht schwer.

Denn — weiß der Kuckuck — um das, was nach Vater Kohlhaase der Welt erst ihren wahren Inhalt gab, um Roggen, Gerste, Hafer, Heu, Kühe, Schweine und Kartoffeln kümmerten sich Fritz Lehmann und Alfred Kersten gar nicht. Nicht einmal um Kaninchen. Wohl sahen sie sich das einmal vorübergehend an und ließen dabei auch einige Worte der Anerkennung fallen. Und Vater Kohlhaase suchte dann den einmal erfaßten Faden eifrig weiterzuspinnen. Aber damit fiel er ab, glänzend ab. Denn die beiden sprangen dann plötzlich auf ein anderes Gebiet über und erzählten von Vieh- und Getreidezöllen. . . .

Das ging dem Vater Kohlhaase aber schon über den Horizont. Ausrichten ließ sich bei ihm mit solchen Darlegungen nichts. Und ob sie noch so überzeugend das Schädliche der Vieh- und Getreidezölle für die Bevölkerung darlegten, damit kamen sie bei dem Alten nicht an. Der verteidigte die Zölle mit der Zähigkeit eines für seine heiligsten Rechte kämpfenden Agrariers. Wenn sie ihn aber gar in die Enge treiben wollten, dann antwortete der Alte einfach nicht mehr. Nur seine klar-pfiffigen Aeuglein verrieten, mit welcher Geringschätzung er die „neumodischen" Ideen der beiden betrachtete.

Lehmann und Kersten sahen bald ein, daß sie mit ihren Darlegungen auf eine unüberwindliche Mauer stießen. Dick und hoch und obenauf riesige und scharfe Glassplitter. Darum versuchten sie es bei nächster Gelegenheit lieber mit einfacheren Problemen.

Da war die Naturheilkunde. Und die beiden priesen die Wunderheilkraft des Wassers in allen Tonarten. Ein Bad in der Havel sei ihnen höchster Genuß.

Doch auch damit kamen sie bei Vater Kohlhaase nicht an. Der hatte eben seine eigene Meinung in allen Dingen.

„Ji jeggen, det Baden is jesund. Wer jan det woll glöwt[1]! Waschen ja, det lat ick mi jefallu, aber baden — nee. Da kickt[2] mi mal an. Ick hew mi woll nu schon so an die zwanzich Jahr nich jebad. Fehlt mi wat? Nee. Also jeiht[3] mi aff mit jau Baderei."

„Ja, Vater Kohlhaase, das will doch nichts besagen. Sie sind eben kräftig und gesund. Sie brauchen das weniger. Aber für uns ist das Baden eine Erholung und Stärkung. Das ist einfach gesund für uns."

Verächtlich zog der Alte die Augenbrauen in die Höhe.

„So, ji meen also, det is jesund. Nu will ick jau wat seggen: det Water kommt doch bi't Baden bloß bis an de Haut, wo kann't denn da een inwennig jesund maken! Also wo kann det woll jesund sinn! Un nu paßt upp noch eens upp: Wat jesund soll sinn, det mutt[4] ook, wenn man 't lange maken deiht[5], noch jesunder sinn. Nu lejt jau mal rin in de Haale[6] un bliewt mal so zehn Stunden drinn! Det soll jesund sinn? Ji würden scheene bibbern[7], un wenn ji denn nich krank wer'n, denn will'k nich mehr Kohlhaase heeßen!"

Also auch hier war nichts zu machen. Und die beiden legten sich nunmehr auf das Gebiet der Astronomie. Und so kamen sie denn so beiläufig nach soeben beendetem Mittagstisch auch auf die Selbstverständlichkeit zu sprechen, daß die Erde sich als eine Kugel in vierundzwanzig Stunden um sich selbst und in einem Jahre um die Sonne drehe. . . .

Vater Kohlhaase sah die beiden zunächst mit einem recht verblüfften Gesicht an. Rappelte es bei denen im Oberstübchen?

„Wat seggn ji? De Erde dräjet[8] sich?"

„Aber Vater Kohlhaase, das ist doch 'ne alte Geschichte!"

Alte Geschichte? Dem Alten stieg ein schwerer Verdacht auf. Wollten die ihn etwa auf den Besen laden?

„Ick glöwe, ji will'n mi för dumm verköpen! Wer soll jau denn det glöwen! De Erde dräjen! Na, det mecht ick sehn! Det würde ne scheene Kabolzerei wern!"

Und mit einem Male lachte der Alte über das ganze Gesicht.

„Ji sinn doch Mordsackermentersch[9]! Wat ji doch allens utdenken —"

Und sinnend und mit vergnügtem Augenzwinkern schüttelte der Alte den grauen Kopf hin und her.

Ja, mit einem solchen Ausgang war aber Lehmann und Kersten nicht gedient. Sie nahmen die Sache bitter ernst. Und sie beharrten hartnäckig auf ihrer Ansicht von der Kugelgestalt und der unermüdlichen Drehung der Erde und schleppten alle ihnen zu Gebote stehenden Argumente heran, um den Alten von seiner Weltanschauung abzubringen.

Bis Vater Kohlhaase ernstlich ärgerlich wurde: „Wenn ji een för dumm verköpen well'n, denn sucht jau 'n andern ut!"

Und damit stand der Alte kurz und heftig vom Tische auf, faßte mit entschiedenem Griff nach der Pfeife, stopfte mit einigen energischen Bewegungen darin den Knaster fest, entzündete ein Streichhölzchen, paffte in gewaltigen Stößen dicke Rauchwolken in die Luft und wandte sich mit festen Schritten zur Tür, daß die Holzpantoffeln klapperten.

Draußen war er.

Und Lehmann und Kersten waren so verstockt, ob ihrer Ungezogenheit noch ein verhaltenes Gelächter anzustimmen. Dann aber gelobten sie sich, nicht eher ruhen zu wollen, bis der Alte in besagter Richtung aufgeklärt sei.

Einige Tage schlichen hin. Zunächst ging es noch ziemlich einsilbig zu. Als aber die beiden plötzlich ein erhebliches Interesse für die Landwirtschaft an den Tag legten, da söhnten sie den Alten bald wieder vollständig aus. Und mit wahrem Feuereifer erteilte er ihnen nun Unterricht in den Regeln eines lukrativen Körnerbaues und der ertragreichsten Züchtung fetter Schweine und Hammel.

Leider dauerte die Freude nicht allzulange. Denn als eines Tages Vater Kohlhaase im Holzschuppen Mutterns Brotmesser auf einem alten Schleifstein wieder gebrauchsfähig machte und Lehmann dazu drehte und Kersten von Zeit zu Zeit Wasser auf den durstigen Stein tropfen ließ, während der Alte mit sachkundiger Hand die Klingen schärfte, da war die Situation zu einem günstigen Vergleich wie geschaffen.

Und Kersten platzte heraus: „Sehen Sie, Vater Kohlhaase, genau so, wie sich hier der Schleifstein dreht, genau so dreht sich auch die Erde um ihre Achse."

Um den Mund des Alten begann es recht verdächtig zu zucken und der krause Bart straffte sich.

„Geiht't all wieder los mit det Dräjen?!" Der Alte sah finster drein.

„Ja, Vater Kohlhaase, es ist doch nun einmal so. Die Wissenschaft —"

„Ach wat, Wissenschaft! Wat die woll weeten! Nehmt doch die Jeschichte wie se is! Hier, sett Di mal rupp upp'n Schliepsteen! Un ick wer dräjen! Wo Du woll bliwst[10]!"

„Aber, Vater Kohlhaase, das is doch gar kein Vergleich —"

„Nanu? Warum denn nich? Ob det die Erde is oder ob det der Schliepsteen is! Wenn sich bedet dräjet, denn mut ok allet, was drupp is, unmefallen!"

Und nun schubste der Alte Lehmann energisch vom Schleifstein hinweg, legte behutsam das Messer auf den Stein und erfaßte hierauf ebenso behutsam die Kurbel.

„Nu peß mal upp!"

Eine leichte Drehung. Schwapp! flog das Messer im Bogen gegen die Wand.

Und stolz ob solcher schlagender Beweisführung schaute der Alte triumphierend auf die beiden.

„Wat segg'n ji nu?!"

Lehmann und Kersten sagten gar nichts. Aber um ihre Mundwinkel zuckte es recht verdächtig. Vater Kohlhaase merkte das gar nicht. Eine durchschlagendere Beweisführung konnte es nach seiner Meinung ja gar nicht geben. Und er war noch nicht fertig. Er wollte heute endgültig mit den phantastischen Ansichten der beiden aufräumen. Und voll gutmütigen Eifers legte er weiter los. „Nu kommt mal mit rut upp'n Hof!"

Die beiden hatten ihren Lachanfall glücklich unterdrückt. Und in höchster Spannung folgten sie dem Alten und verließen den Schuppen. Der Hof lag da wie immer, grau, eintönig. In der einen Ecke ein alter, brüchiger Karren, in seiner Nähe ein riesiger Hauklotz. Am Zaun einige Holzstöße, an den Stellen alte schwindsüchtige Leitern.

(Fortsetzung folgt.)

[1] glaubt, [2] seht, [3] geht, [4] muß, [5] tut, [6] Havel, [7] frieren, [8] dreht. [9]) Mordskerle, Hauptkerle.

[10] bleibst.

Feuilleton.

Klima und Würze der Gemüsepflanzen. Welchen Einfluß das Klima auf die Würze unserer Gemüsepflanzen ausübt, läßt sich am besten beim Sellerie erkennen. Diese Pflanze wächst wild an salzhaltigen Stellen und am Seestrand. Schon daraus läßt sich schließen, daß in der Nähe des Meeres angebauter Sellerie besser gedeihen dürfte als im Binnenlande gezogener. In der Tat ist dies ganz allgemein zutreffend und der Sellerie aus der Küstennähe gilt auch für würziger, als jener aus dem Binnenlande. Ganz besonders gewürzreich ist der Sellerie von Amager, dem Küchengarten Kopenhagens. Hier sagt das maritime Klima der Pflanze vortrefflich zu. Selleriezüchter beziehen deshalb auch gern von Kopenhagen ihren Samen, der selbst im Binnenlande eine den Eltern ziemlich gleichwertige Qualität hervorgehen läßt, in der Weiterzucht aber sofort ausartet, d. h., wird Kopenhagener Saat im Binnenlande angebaut, so muß man, um stets gleichwertige Ernten zu erzielen, jedes Jahr wieder Original-Saat aus Kopenhagen beziehen; die im Binnenlande gewonnene Nachzucht hat infolge des geänderten Klimas an Würze eingebüßt. Der Sellerie wechselt seine Würze aber auch in den verschiedenen Breitengraden. Im Norden wird sie schärfer. Solches wurde einwandfrei festgestellt für St. Petersburg und südlicher liegende Breiten. Ein Vergleich zwischen Bleichsellerie aus London und solchem aus Christiania zeigte, daß der Christiania-Sellerie seines scharfen fast bitteren Geschmackes wegen geradezu unangenehm gegenüber dem Londoner empfunden wurde. — In Hinterindien, in Hindostan und anderen warmen Ländern wird Sellerie nur in der kalten Jahreszeit angebaut. Der Same muß stets aus Europa bezogen werden. Der in den wärmeren Gegenden herangereifte Samen lieferte keine brauchbaren Pflanzen, diesen fehlt der den Gehalt des Selleries ausmachende würzige Geschmack. Das gleiche gilt auch für viele andere Würzkräuter. Darum muß für die Gärten in warmen Ländern immer wieder Original-Saat aus Europa bezogen werden. h.

Von dem Fischer un syner Fru.* Da wöör maal eens en sozjaldemokratschen Fischer un syne Fru, de waanten tosamen in'n roden Pißputt, dicht an der See, un de Fischer güng alle Dage hen und angeld, denn um richtig to arbeeden, darto wöör he to fuul. Eens seet he ook by de Angel, un as he se heruphaald, so haald he eenen grooten Butt heruut. Do sad de Butt to em: „Hör mal, Genosse Fischer, ik bidd dy, laat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün 'n verwünschten Prins." He säd dat awerst uut Schlauheit, un richtig, de Mann segt: „Du brukst nich so vell Wöörd to maken, eenen Butt, wo Prins is, lat ik geern swimmen, ik kann keen Prins nich leiden." Mit des smeet he em wedder in dat Water un gait nach syne Fru in'n Pißputt.

De Fru seet in'n Pißbutt un lees de „Gleichheit" un schump up de Reichen un säd, se wull Rewolutschon maken. Als nu de Mann köhm, fragt de Fru: „Mann, hest Du hüüt niks fungen?" — „Nee," säd he, „nur een Butt, de säd, he wöör en verwünschten Prins, da hebbe ik em wedder swemmen laten." — „Wöör recht," säd de Fru, „awerst Du haddst uns doch ene lüttje Hütt wünschen kunnt. Ga hen un roop em un segg em dat."

De Mann güng hen na der See un säd:

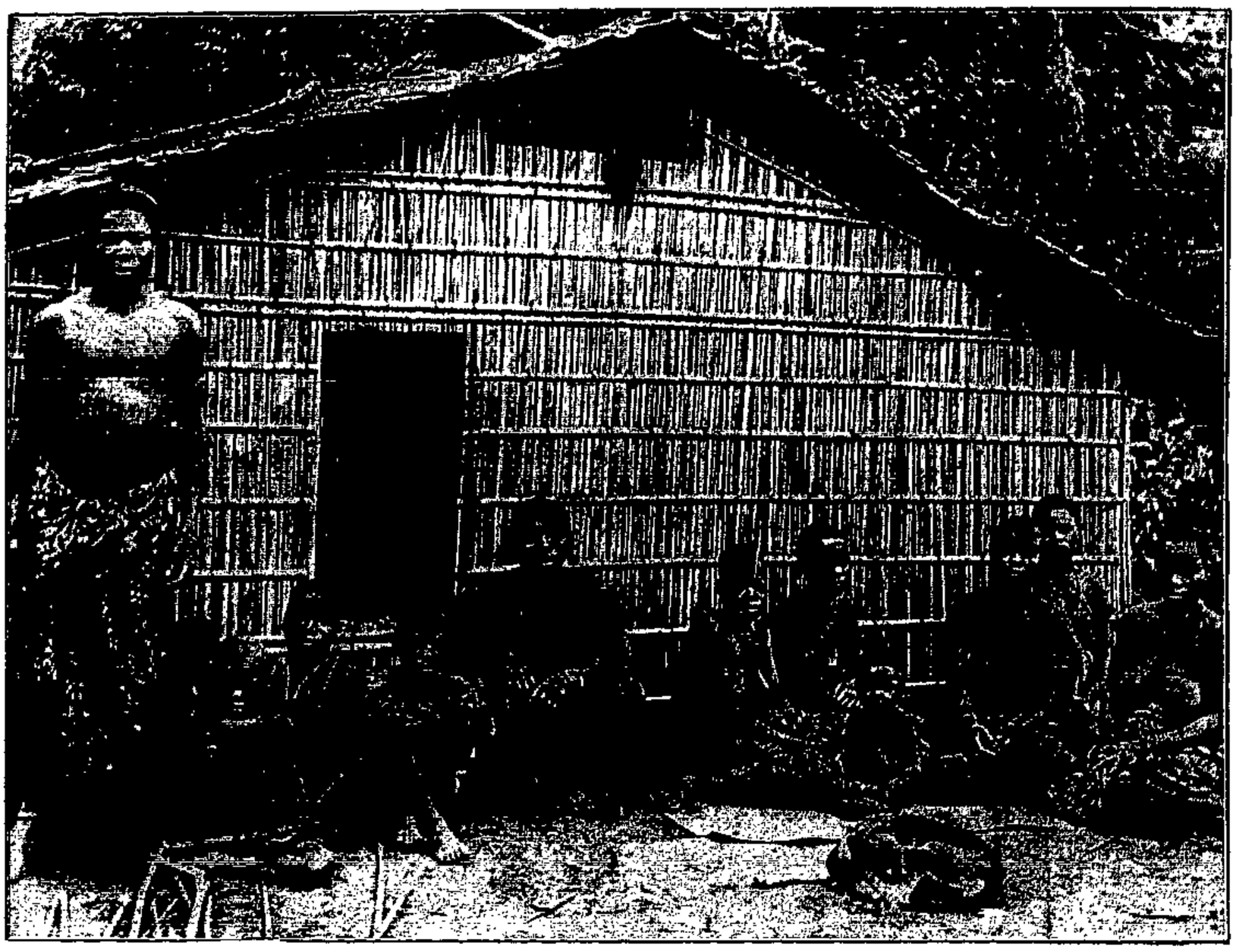
„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Genosse Buttje in der See,
Myne Fru, de Ilsebill,
Will nich so as ik wol will."

Do köhm de Butt answemmen un säd: „Na, wat will se denn?" — „Ach, se mag nich mer in'n Pißputt wanen, se wull geern 'ne Hütt." — „So'n begehrlich Volk," säd de Prins, „awerst ga man hen, se hett se all."

Do güng de Mann hen, un da stünn ene lüttje Hütt, un syne Fru seet vor de Döhr un säd: „Süh, nu is dat doch veel beter." Un as he dat allens ansehn hadd, so segt he: „So kann't blywen, nu wähl wy recht vergnöögt lewen." — „Dat wähl wy uns bedenken," segd de Fru. Mit des eeten se wat un gingen to Bedd.

So güng de Geschicht nu jümmer wieder. De Fru wöör awerst nich tofreden, un de Girighait leet se nich slapen, se dacht jümmer, wat se noch kregen könnt, un wat se noch warden könnt. Erst bekamen se'n grooten steenern Pallast, dann mußd de Butt en König uut eer maken, un dann en Kaiser un'n Paabst. Awerst se wöör nich tofreden un wull warden as de lewe Gott. Un as de Mann an de See köhm un säd, wat de Fru wull, da säd de Butt: „Ga man hen, se sitt all weder in'n Pißputt."

Un dat wöör recht; so gait, wenn dat Volk to uutvörschaamt is, un uutvörschaamt is't jümmer. Et schall in syn Pißputt sitten un tofreden syn, Stüern taten un Muul hollen! r. f.



Eine Gruppe unserer neuen deutschen Landsleute in Aequatorial-Afrika (Deutsch-Kongo).

Bebels Memoiren. Der vor kurzem erschienene zweite Band der Bebelschen Memoiren* behandelt das Jahrzehnt von 1868 bis zum Erlaß des Ausnahmegesetzes. Dieses gehaltvolle Buch fesselt die Aufmerksamkeit des Lesers nicht nur durch reizvolle Darstellung von rein Persönlichem, sondern besonders auch durch die eingehende Schilderung des geschichtlichen, vor allem des parteigeschichtlichen Hintergrundes; von ersterem, in vielen Memoirenwerken überwucherndem Ingredienz möchte man sich in diesem sogar mitunter etwas mehr wünschen. Die wichtige Entwickelungsperiode in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, die der Band umfaßt, spiegelt sich in der fesselnden Schilderung Bebels so wider, wie er sie nach seiner Erinnerung erlebt hat. Es versteht sich, daß bei dieser Darstellung aus der Feder einer so hervorragend in vorderster Kampfesreihe bei den geschilderten Vorgängen beteiligten Persönlichkeit das subjektive Moment zuweilen eine erhebliche Rolle spielt. Das macht sich hauptsächlich bemerkbar in den ersten Abschnitten, die dem Bruderkampf in der deutschen Sozialdemokratie gelten, trägt aber zur Erhöhung des Interesses bei, weil die Zeit selber zu uns Nachgeborenen daraus spricht. Manche Tatsachen aus jener Sturm- und Drangperiode, die uns Bebel mitteilt, geben von der Hitze des Kampfes zwischen Lassalleanern und Eisenachern eine lebhafte, aber nicht gerade erbauliche Vorstellung, so besonders, daß hier und da impulsive Gemüter am Wortgefecht schließlich kein Genüge mehr fanden, sondern zu schlagenden Gründen — oder auch stoßenden und werfenden — übergingen, womit Bebel selber verschiedentlich auf ein Haar unangenehme Bekanntschaft gemacht hätte. Um so erhebender sind demgegenüber besonders die Kapitel, in denen der Deutsch-französische Krieg, und was damit zusammenhängt, behandelt werden. Kein geringer Mut gehörte damals dazu, so gegen die Uebermacht der wilden nationalistischen Strömung anzuschwimmen, wie Liebknecht und Bebel es taten, unbeirrt auch durch Schwankungen im eigenen Lager. Von einer parlamentarischen Lärmszene jener Kriegstage gelegentlich einer Bebelschen Rede heißt es in dem Buch: „Ein großer Teil des Hauses hatte einen förmlichen Tobsuchtsanfall; man überschüttete uns mit Schimpfworten der gröbsten Art, Dutzende von Mitgliedern drangen mit erhobenen Fäusten auf uns ein und drohten uns hinauszuwerfen. Viele Minuten lang konnte ich nicht zum Worte kommen . ." Dazu eine entsprechende Hetze in den Zeitungen und Drangsalierungen durch die Polizei, die sogar versuchte, Bebel und Liebknecht in Berlin obdachlos zu machen. Das waren dann auch die Tage, wo man den Braunschweiger Ausschuß gefesselt nach Lötzen schleppte, Liebknecht und Bebel als Hochverräter inhaftierte und verurteilte. Ueber die Jahre der Gefangenschaft in Hubertusburg, Königstein und Zwickau, die für Bebel besonders eine Zeit eifrigster Arbeit an der Vervollständigung seiner geistigen Ausrüstung waren, erfährt man eine Menge interessanter Einzelheiten, um ihn dann in die Freiheit, das politische Leben und die parlamentarische Tätigkeit zurückkehren zu sehen, die Bebel seit den Tagen des Norddeutschen Bundes als immer mehr beachtetes Mitglied des Reichstages entfaltet hatte.

Im Anschluß an die Erfolge bei der Reichtagswahl von 1874 und an die Verfolgung durch Tessendorf, mit dem auch Bebel zu tun bekommen hat, erfolgte der historische Vorgang, auf den diese Memoiren auch neues Licht werfen, die Einigung der Partei, die nun neuen Siegen bei den Wahlen von 1877 entgegenging. Bebel gewann dabei ein Dresdener Reichstagsmandat. Gerade 19 Jahre nachdem er als Handwerksbursche auf die Wanderschaft gegangen, wurde er Vertreter der sächsischen Haupt- und Residenzstadt, ein Zusammentreffen, das ihm damals eine Aeußerung wohlberechtigten Stolzes auf seine proletarische Klassenzugehörigkeit entlockte. Freilich konnten die immer mehr in Wut geratenden Gegner doch dem einzelnen Sozialisten dazumal das Leben sehr sauer machen, wovon auch Bebel wieder genug zu kosten bekam, als er während der Hetze der Attentatszeit eine Geschäftsreise unternahm, die offenbar nichts weniger als eine Vergnügungstour war. Mit einem Ausblick auf die Periode des Ausnahmegesetzes schließt der inhaltreiche Band, dem hoffentlich recht bald, zur Freude der proletarischen Lesewelt, der nächste über die sozialistengesetzliche Heldenzeit der Partei folgen wird. a. c.

---

* Wir entnehmen diese prächtige Satire mit der gütigen Erlaubnis des Verfassers dem kürzlich bei G. Birk & Co., München, erschienenen Buche „Die schönsten Märchen für die nationale Kindertwelt" von Rudolf Franz. Diese köstliche Parodie auf die beliebtesten Märchen der Gebrüder Grimm dürfte den Lesern viel Vergnügen machen; die Bearbeitung ist im Sinne des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie erfolgt. Der Preis des von Reinhold Pfeiffer mit originellem Bilderschmuck versehenen Büchleins beträgt 1 Mk.

* Aus meinem Leben. Von August Bebel. Zweiter Teil. Stuttgart 1911. Verlag von J. H. W. Dietz Nachfolger G. m. b. H. Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3 Mk.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Delatour, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.